

(Nachdruck verboten.)

98]

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludw. Thoma.

Nach ihm wurde dem päpstlichen Hausprälaten, Herrn Defan Metz, Abgeordneten für Ruzbach und Umgebung, das Wort erteilt.

Er sagte gleich eingangs, daß sein Herz schmerzlich bewegt sei, und sein Gesicht drückte dieses Gefühl deutlich genug aus. Allein es stand ihm nicht wohl an; ein Mann mit Doppelsinn und Hängebacken kann nie die Trauer eines ganzen Standes in seinen Mienen vorführen, und wer in jeder runden Form seines Leibes den Beweis eines behaglichen Daseins vor Augen führt, befindet sich im Nachteil, wenn er von Druck und Verfolgung spricht.

Diese Einsicht fehlte dem Defan Metz.

Er war in Selbsttäuschung befangen und glaubte, seine Ruzbacher zu rühren, wenn er ihnen den Mann ihrer Wahl in schmerzlicher Verfassung zeigen würde.

Er sah sich lange im Saale um, wie ein Vater, der seine Familie versammelt hat und jeden einzelnen ins Auge faßt.

Und dann begann er.

„Meine Lieben! Erlaubet mir, daß ich Euch noch so heiße, obwohl heute manches Wort gefallen ist, welches vom Halse getragen war. Aber meine Gefühle werden dadurch nicht verändert, und ich sage noch einmal: meine Lieben!

Mein Herz ist schmerzlich bewegt, wenn ich bedenke, daß ich hier an dieser Stelle, wo ich so oft zu Eurem Weifall und, ich glaube auch, zu Eurem Nutzen gesprochen habe, einen Kampf führen muß. Einen Kampf gegen Undankbarkeit, Aufsehnung, ja einen Kampf gegen die Religionsfeindschaft. Womit habe ich das verdient?“

„Weilst a Schwindler biacht,“ schrie der Stuhlberger von Giebing.

Viele lachten; der Amtsrichter sprang zornig auf.

„Ein Rohling hat das gerufen!“

„Wer hat mit dir g'redt? Sei du staad! Reiß 's Mäu net so weit auf! Du Herrgottschackerament!“ tönte es durcheinander.

„Roheit!“ schrie Kroiß.

Metz lächelte wehmütig.

„Lasset sie nur schimpfen! Das sind die Priester von jeher gewohnt. Unser Herrgott wurde auch vom Volke gekreuzigt; heutzutage kreuzigen die Bauernbündler die Priester. Wir tragen es mit Geduld.“

„Und werst recht foast dabei! Du Schmalzhafen!“

Das war die Stimme seines Pfarrkinds Meisinger, des Gottesleugners. Des Freblers, welcher ihm dereinst die neuen Spiegelscheiben eingeworfen hatte.

Als Metz diese Stimme vernahm, verließ ihn einen Augenblick die Ergebung des Märtyrers, und er warf einen bitterbösen Blick nach jener Stelle hin, wo Meisinger saß.

„Wir tragen es mit Geduld, weil wir uns ein Beispiel nehmen an unserm Herrn und Meister, der auch schweigend gelitten hat,“ sagte er sodann.

„Du bringst ja d' Finger gar nimmer z'jamm vor lauter Fetten,“ schrie Meisinger.

„Wo hoscht denn du was leiden müassen?“

„Hoscht du net all'mal „ja“ g'sagt? Hoscht du g'rad oamal „na“ g'sagt?“ rief der Stuhlberger.

Und alle taten mit.

„Geh oba, dul Du hoscht nix z'reden daherin! Da Wachenauer soll reden! Wachenauer! Wachenauer!“ Brandl mußte wieder erklären, daß die Versammlung geschlossen werde, wenn die Ruhe nicht hergestellt würde.

„Laß's'n reden, daß sei Schwindel auffimmt!“ rief Meisinger wieder.

Und so verdankte es Metz seinem größten Feinde, daß er fortfahren durfte.

Er gedachte, jetzt eine schärfere Tonart anzuschlagen, da diese tobenden Heiden seine Milde verachteten.

„Das Zentrum ist nicht schuld, daß die Verhältnisse des Mittelstandes keine günstigen sind. Die Bauern verstehen es nicht, was schuld ist.“

„Aber du bastest was! Weiß's uns verrat'n habt's!“

„Ich will es euch sagen. Die neue Zeit ist schuld, die Maschinen, die Elektrizität. Früher haben die Bauern ruhig gelebt und haben sich nicht um die Politik gekümmert. Jetzt auf einmal wollen sie so geschickt sein, daß sie ihre Führer verbessern.“

„Da werd gar nix verbessert! Mußi g'schmissen wern's!“

„Jetzt will der nächstbeste mehr verstehen, als die verdienten Männer, welche seit zwanzig Jahren, seit fünfundzwanzig Jahren im Landtage arbeiten.“

„Was arbeit's ös? 's Geld schiabt's eil Des Leut' betriüger!“

„Ich bin seit achtzehn Jahren im Parlament und habe meine Zeit für das Volk geopfert.“

„Und hoscht all'weil „ja“ g'sagt!“

„Freilich, wenn man so einen Mann reden hört, wie den siebengeheiraten Herrn Wanning, da möchte einem der Verstand stillstehen. Da ist alles Kraut und Rüben durcheinander, daß man nicht weiß, wo man überhaupt anfangen soll. Auf solche Leute müßt ihr hören, da werdet ihr schon sehen, wohin das führt. Geht nur zum Bauernbund!“

„Dös tean mir schol Do brauchen ma di net dazual!“

„Geht nur zum Bauernbund und schaut, wie ihr euer geistiges und leibliches Wohl verliert. Aber weil der Herr Wanning so tut, als hätten wir Geistlichen überhaupt kein Recht mehr, so will ich ihm schon sagen, wir Geistlichen haben sogar die Pflicht, das Volk in Schutz zu nehmen vor dem einbrechenden Wolf. Der Bauernbund ist nur Speck in der Falle, ein vergifteter Honig.“

Die guten Sachen haben die Bauernbündler vom Zentrum gestohlen.“

Wachenauer rief ihm zu:

„Was hoaken denn Sie stehlen?“

„Zawohl, gestohlen. Das ganze Programm haben Sie gestohlen; das hat das Zentrum alles schon vor dreißig Jahren gesagt.“

„G'sagt, aber net g'halten. Wann's Zentrum sei Versprechen g'halten hätt, gab's koan Bauernbund.“

Die Versammlung klatschte Wachenauer Weifall zu.

Dieser erhob sich und sagte:

„Weil Sie vom Stehlen reden, Hochwürden. Is dös net erlaubt, daß ma dös Quate, was oana amal g'sagt hat, wieder nachsagt? Hoacht ma dös stehlen?“

„Sie haben jetzt nicht das Wort!“ schrie Kroiß.

„I frag' bloß: Hoaken Sie dös stehlen, Hochwürden? Nacha dersen Sie ja gar net predigen. Sie sag'n do aa bloß des nach, was an anderner g'sagt hat!“

Die Wände dröhnten vom Weifall. Alle stampften und schrien.

„Wachenauer! Da Wachenauer soll reden! Metz Schluß! Geh oba, du Bluatmenschl 's Mäu halt! Oba do!“

Und jedesmal, wenn Metz zu reden anfing, erhob sich der Lärm von neuem. Er bohrte mit dem Zeigefinger in die Luft und bewegte die Lippen. Daran erkannte man, daß er sprach, aber man hörte keine Silbe in dem Lärmen.

Die rauhen Stimmen übertönten ihn; ganze Reihen schrien im Takte die gleichen Worte: „Metz oba!“

Zwischenhinein gellten Schimpfworte und Pfiffe; viele schlugen mit Maßkrügen oder Stöcken auf die Tische.

Der Amtsrichter, die geistlichen Herren gestikulierten heftig zur Tribüne hinauf, und wenn sich einer mit unwilligen Geberden gegen die Versammlung wandte, verdoppelte sich der Lärm.

Der Hirner stampfte seinen Stuhl auf den Boden und schrie, daß ihm die Adern anschwellen, zwei andere hatten eine lange Bank gefaßt, hoben und stießen sie nieder, wieder einer hatte den Bierseidel gepackt und trommelte auf einem leeren Tische; der Knecht auf der Galerie hatte ein neues Mittel gefunden. Er hielt die Hand vor den Mund und heulte; das gefiel den jungen Leuten, und sie machten es nach.

Metz blieb auf seinem Plage.

Er lächelte und zuckte die Achseln. Seine Amtsbrüder schrien zu ihm hinauf und schüttelten die Köpfe.

„Was ist zu machen mit diesem Volke?“

Es war nichts zu machen mit ihm. Das Volk zeigte, daß es absolut und durchaus gar nichts mit sich machen lassen wolle.

Und dann erhob sich der Pfarrer und setzte seine Mütze auf. Die Versammlung war geschlossen.

Den anderen Tag erfuhr die Welt durch das Rußbacher Wochenblatt, daß im Anschlusse an die Versammlung zweihundertfiebenundvierzig Leute sich als Mitglieder des bayerischen Bauern- und Bürgerbundes anmeldeten, daß in sechs Gemeinden Markgenossenschaften gegründet wurden, daß die schweren Anklagen, welche Bachmayer und Wanninger gegen das Zentrum erhoben, einen immerwährenden Stachel in den Herzen der Landbevölkerung hinterließen, und daß sich Herr Dekan Metz schwerlich von der Niederlage erholen dürfte, welche sichtlich einen so niederschmetternden Eindruck auf ihn wie auf seine Kumpane — darunter einen vorlauten Beamten — gemacht habe.

Die animierte Versammlung habe den geradezu glänzenden Beweis dafür geliefert, daß auch im Rußbacher Bezirke die Morgenröte angebrochen sei.

Die „Rußbacher Nachrichten“ erzählten ihren Lesern von einer Versammlung, welche zu einem allerdings unbeabsichtigten Triumphe des Zentrums geführt habe, indem sich die bodenlose Unwissenheit der neuen Bauernapostel in hellem Lichte gezeigt habe und selbe auch von dem hochwürdigen Herrn Metz mit wenigen, aber zutreffenden Worten gebrandmarkt worden sei.

Nach Schluß der Versammlung habe man viele, und gerade die besseren Bauern, mit nachdenklichen Mienen stehen sehen, indem sie offenbar die Frage aufwarfen, wie töricht es sei, wenn das Landvolk einer solchen Sache unter solchen Führern Gefolgschaft leiste.

Damit sei diese Bewegung schon im ersten Aufblühen kläglich erstickt.

So verschiedenartig wurden in Rußbach nicht nur die Meinungen, sondern auch die Tatsachen dargestellt.

Man war schon mitten im politischen Getriebe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi

Nach einiger Zeit kam Ustjenta in die Stube, lud die Gäste feierlich ein und meldete, es sei alles zum Empfang bereit.

Als sie in die Stube traten, war wirklich alles fertig, und Ustjenta ordnete nur noch die Betten an der Wand. Auf dem Tisch, der mit einer unbehaltensmäßig kleinen Serviette gedeckt war, stand eine Karaffe mit Most und getrocknete Fische. Die ganze Stube duftete nach Gebäck und Weintrauben. Etwa sechs Mädchen in Festkleidern und ohne Kopfstücker drängten sich, wie gewöhnlich, in der Ecke hinter dem Ofen, flüsterten, lachten und trieben Kurzweil.

Ich bitte, das Gebet meines Heiligen zu sprechen, sagte Ustjenta und lud die Gäste ein, am Tische Platz zu nehmen.

Olenin bemerkte in der Gruppe der Mädchen, die alle ohne Ausnahme schön waren, Mariana, und es war ihm schmerzhaft und peinlich, daß er mit ihr unter so häßlichen, gezwungenen Verhältnissen zusammentreffen mußte. Er erschien sich selbst so töricht und linksich, und nahm sich vor, ganz so zu tun, wie Bjelezkij. Bjelezkij trat ein wenig feierlich, aber selbstbewußt und nachlässig an den Tisch heran, trank ein Glas Wein auf Ustjentas Wohl und forderte die anderen auf, dasselbe zu tun. Ustjenta erklärte, die Mädchen tränken nicht.

Mit Honig könnte mans schon versuchen, sagte eine Stimme aus der Mädchengruppe.

Man rief den Burschen, der eben aus dem Laden vom Einkauf des Honig und Stuchens zurückgekommen war. Der Bursche sah halb neidisch, halb verächtlich von unten herauf die nach seiner Meinung „zechenden“ Herrschaften an, reichte das sorgfältig und gewissenhaft in graues Papier gewickelte Stück Honig und die Pfefferkuchen und wollte eben weitläufige Erörterungen über den Preis und den Rest beginnen — aber Bjelezkij jagte ihn hinaus.

Nachdem Bjelezkij den Honig in die vollen Mostgläser getan und drei Pfund Pfefferkuchen freigebig auf den Tisch ausgebreitet hatte, zog er die Mädchen gewaltsam aus der Ofenecke hervor, setzte sie an den Tisch und teilte die Pfefferkuchen aus. Olenin bemerkte unwillkürlich, wie die gebräunte, aber feine Hand Marianas zwei runde Pfeffermünz- und einen Zimtkuchen ergriff, aber nicht wußte, was sie damit anfangen sollte. Trotz Ustjentas und Bjelezkij's Unbefangenheit und trotz ihres Wunsches, die Gesellschaft zu erheitern, war die Unterhaltung doch schwerfällig und gezwungen. Olenin fühlte sich gedrückt; er wollte zu sprechen versuchen, hatte aber das Gefühl, als erregte er Neugier, vielleicht gar Spott, und als teilte er den anderen seine Schüchternheit mit. Er erstarrte und glaubte, daß ganz besonders auch Mariana sich befangen fühlte. — Sie erwarteten gewiß, daß wir ihnen Geld geben, dachte er. — Wie sollen wir das anfangen? Wie könnte man das so schnell als möglich abtun und gehen?

Kennst Du Deinen Mieter nicht? sagte Bjelezkij, zu Mariana gewandt.

Wie soll ich ihn kennen? Er besucht uns doch nie, sagte Mariana mit einem Blick auf Olenin.

Olenin erschrak, er fuhr zusammen und wußte nicht, was er sagen sollte.

Ich fürchte mich vor Deiner Mutter. Als ich das erste Mal zu Euch kam, hat sie mich so ausgescholten.

Mariana lachte laut auf.

Und das hat Dich erschreckt? sagte sie, warf ihm einen Blick zu und wandte sich ab.

Zum ersten Male hatte Olenin das volle Gesicht des schönen Mädchens gesehen. Bisher hatte er sie nur mit dem Kopfstück, das tief in die Augen hing, gesehen. Nicht mit Unrecht galt sie für die größte Schönheit im Dorfe. Ustjenta war ein hübsches Mädchen, sie war klein, üppig, rotwangig, hatte lustige, braune Augenlein, ein ewiges Lächeln um den schönen Mund, lachte und plauderte unaufhörlich. Mariana dagegen war nicht bloß ein hübsches Mädchen, sie war eine Schönheit. Ihre Gesichtszüge mochten zu männlich, nahezu hart erscheinen, aber die große, schlanke Gestalt, die kräftige Brust und die Schultern und vor allem der ernste und zugleich zarte Ausdruck ihrer mandelförmigen, schwarzen Augen mit den dunklen Schatten unter den schwarzen Brauen und der lieblichen Ausdruck ihres Mundes und ihres Lächelns mogen alles auf. Sie lächelte selten, aber stets war ihr Lächeln eindrucksvoll, ihre ganze Erscheinung atmete jungfräuliche Kraft und Gesundheit. Alle Mädchen waren hübsch, aber sie alle und Bjelezkij und der Bursche, der die Pfefferkuchen gebracht hatte, blickten unwillkürlich auf Mariana, und wer sich an die Mädchen wandte, wandte sich an sie. Sie schien eine stolze und heitere Fürstin unter den anderen.

Bjelezkij gab sich alle Mühe, eine anständige Unterhaltung in Gang zu bringen; er hörte nicht auf, zu plaudern, regte die Mädchen an, Most einzuspenden, neckte sie und machte Olenin unaufhörlich in französischer Sprache unpassende Bemerkungen über Marianas Schönheit, indem er sie „la votre“ (die Ihre) nannte, und forderte ihn auf, es so zu halten, wie er. Olenin wurde immer drückender zumute, er suchte nach einem Vorwand, um hinauszugehen und davonzulaufen, als Bjelezkij verkündete, Ustjenta, deren Namensstag gefeiert würde, sollte den Most unter Küffen herumreichen. Sie erklärte sich einverstanden, aber nur unter der Bedingung, daß sie in einem Teller Geld sammeln dürfe, wie das auf Hochzeiten geschieht.

Der Teufel hat mich zu diesem widerwärtigen Schmaus gelockt, sagte Olenin zu sich selbst. Er stand auf und wollte gehen.

Wohin?

Ich will nur Tabak holen! Er hatte aber die Absicht davonzugehen. Bjelezkij faßte ihn jedoch bei der Hand.

Ich habe Geld bei mir, sagte er französisch.

Hier gibts kein Fortgehen, hier heißt zahlen, dachte Olenin und ärgerte sich über seine eigene Ungeschicklichkeit. Kann ich denn nicht so treiben wie Bjelezkij? Ich hätte nicht herkommen dürfen; bin ich aber einmal hier, darf ich das Vergnügen nicht stören. Hier heißt auf Kosakenart trinken. Er ergriff eine Tschapura (eine hölzerne Schale, die etwa acht Glas faßt), füllte sie mit Wein und trank sie fast zur Reige aus. Die Mädchen sahen ihn erstaunt, fast erschrocken an, als er trank. Das kamen ihnen so sonderbar und unpassend vor. Ustjenta reichte noch jedem der Herren ein Glas und küßte beide. — Nun, Mädchen, laßt uns lustig sein, sagte sie und ließ die vier Münzen, die die Herren auf den Teller gelegt hatten, klinkern.

Olenins Befangenheit war schon gewichen, er kam ins Plaudern.

Nun, Mariana, jetzt reiche Du den Wein mit einem Kusse, jagte Bjelezkij und faßte sie bei der Hand.

So will ich Dich küssen, sagte sie und holte scherzend mit der Hand aus.

Großväterchen kann man auch ohne Geld küssen! tief ein anderes Mädchen dazwischen.

Siehst Du, das ist ein kluges Mädchen, sagte Bjelezkij. Dabei küßte er das Mädchen, das sich sträubte.

Nun mußt Du aber herumreichen, drängte Bjelezkij zu Mariana gewandt, Deinem Mieter mußt Du zutrinken.

Er nahm sie bei der Hand, führte sie zur Bank und setzte sie neben Olenin.

Was für ein schönes Weib! sagte er und wandte dabei ihren Kopf seitwärts.

Mariana sträubte sich nicht, sie lächelte stolz und ließ ihre mandelförmigen Augen über Olenin schweifen.

Ein wunderschönes Mädchen, wiederholte Bjelezkij.

Was bin ich für ein wunderschönes Mädchen! schienen Marianas Blicke zu wiederholen. Ohne sich Rechenschaft über das zu geben, was er tat, umfaßte Olenin Mariana und wollte sie küssen. Sie aber riß sich plötzlich los, stieß Bjelezkij zur Seite, warf die Tischplatte vom Tisch herunter und lief in die Ofenecke. Schreien und Lachen erhob sich. Bjelezkij flüsterte den Mädchen etwas zu, und plötzlich rannnen alle aus der Stube in den Flur und verschloßen die Tür.

Weshalb haßt Du Bjelezkij geküßt und willst mich nicht küssen? fragte Olenin.

So, ich will nicht, nun weißt Du es, antwortete sie und zuckte mit der Unterlippe und den Brauen. Er ist der Großvater, fügte sie lachend hinzu. Sie trat an die Tür und klopfte. Was habt Ihr Euch abgeschlossen, Teufelsmädchen?

Hör, laß sie doch, wir bleiben hier, sagte Olenin und näherte sich ihr.

Ihre Züge verdüsterten sich und sie wehrte ihn streng mit der Hand ab. Und wieder erschien sie Olenin so erhaben schön, daß er zu sich kam und sich seines Benehmens schämte. Er ging zur Tür und fing an zu räuteln.

Wiezlektij, machen Sie auf; was sind das für dumme Scherze?

Mariana lachte wieder mit ihrem hellen, glücklichen Lachen.

Ach, fürchtest Du Dich vor mir? fragte sie.

Du bist ja ebenso böse wie Deine Mutter.

Und Du solltest noch mehr mit Zerofschka zusammenhocken, dann würden Dich die Mädchen lieben . . . und sie lächelte und sah ihn fest und tief in die Augen.

Er wukte nicht, was er sagen sollte.

Und wenn ich manchmal zu Euch käme, sagte er unwillkürlich.

Das wäre etwas anderes, sprach sie und warf den Kopf.

In diesem Augenblicke stieß Wiezlektij an die Tür, sie öffnete sich, Mariana prallte zurück, so daß sie mit der Hüfte an Olenins Bein stieß.

Alles Lachen, was ich früher gedacht habe: die Liebe und die Selbstverleugnung und Lufschla. Es gibt nur ein Glück: sei im Glück, und Du bist im Recht, schloß es durch Olenins Kopf, und mit einer ihm selbst unerwarteten Kraft umfaßte er die schöne Mariana und küßte sie auf Schläfe und Wange. Mariana war nicht erzürnt, sie lachte nur laut auf und lief hinaus zu den anderen Mädchen.

Damit war der Festabend zu Ende. Ufjenskas alte Mutter kam von der Arbeit zurück, schalt die Mädchen aus und jagte sie alle auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

„Stanin“ und die russische Literatur.

In der deutschen Presse werden seit Monaten merkwürdige Geschichten aus Rußland erzählt, die dem guten Bürger gleichzeitig wohlklingende Äußerungen und angenehme Entsetzen bereiten. Es soll da eine erotische Revolution zum Durchbruch gekommen sein, die die intelligente Jugend bis in die Schulen hinab in seltsamen Tanneln verlegt. Die Emanzipation des Fleisches, der Sinnedienst soll als einziger Lebenszweck proklamiert sein und mit elementarer Energie in die Tat übersetzt werden. Alle revolutionäre Kampfeslust soll in der Jugend erstickt sein und dem einzigen Verlangen nach erotischem Ausleben Platz gemacht haben. Diese ganze Bewegung aber soll ein Buch hervorgerufen haben, das vor mehr als Jahresfrist in Rußland erschien und nun auch in deutscher Uebersetzung vorliegt. (Stanin, Roman von M. Artzibaschew, übertragen von André Villard und S. Bugow, Verlag von G. Müller in München.)

Ein Buch, das eine solche Wirkung erzielen könnte, müßte doch wohl ein hervorragendes Kunstwerk sein oder durch die Kühnheit und Ueberzeugungskraft seiner Ideen berücken oder zum mindesten, wie schwach es sonst sein möchte, der Ausdruck einer starken und verbreiteten Strömung sein. Wie steht es nun in Wirklichkeit damit?

Herr André Villard hat eine fulminante Vorrede zur deutschen Ausgabe geschrieben, in der er ebenso die „künstlerischen Qualitäten“ wie die „kulturhistorische Bedeutung“ des Wertes preist.

Betrachten wir zuerst die „künstlerischen Qualitäten“ des Romans. In den unzähligen Liebesabenteuern, die Artzibaschew auf den 590 Druckseiten seines Romans dem Leser vorführt, würden wir vergebens nach irgend welchen Motiven außer rein physiologischen suchen. Die ganze Psychologie der im Roman vorkommenden Vertreter beider Geschlechter wird durch die elementarsten physiologischen Emotionen bestimmt.

Wir geben einige Beispiele. Das eine der jungen Mädchen „war schön, von hohem Wuchs, stark und kräftig, bewegte bei jedem Schritte ihre gespannte hohe Brust . . . und obwohl sie viel las, kluge Gedanken und Gedächtnis liebte, empfand ihr ganzes Wesen doch nur dann volle Befriedigung, wenn sie irgend was Anstrengendes vorhatte, sich mit ihrem elastischen Busen gegen etwas stemmen mußte, etwas aus aller Kraft mit Armen umschlingen, mit den Füßen stoßen, lachen, singen und auf kräftige und schöne Männer blicken konnte.“ (S. 253.) In einem zweiten jungen Mädchen „überraschte die feine und zauberhafte Verknüpfung reizender Zärtlichkeit und gewandter Kraft. . . Wenn Gehen wiegte sie sich ein wenig mit dem ganzen Körper, wie eine junge prochtvolle Stute“ (Seite 19). Die Männer, die auf Erfolg rechnen dürfen, müssen natürlich unbedingt entsprechende Eigenschaften besitzen: breite Schultern, hohen Wuchs, kräftige „Häutern“ Musteln. Auch gewandt in Liebesachen müssen die Herren sein. Der junge Jurii hatte keine Erfolge, weil er es nicht wagte, schmeichelig genug vorzugehen. Der breitschultrige brave Offizier Sarudin hingegen siegte auf der ganzen Linie, weil er es verstand, zur rechten Zeit „seine bebenden Knie an ihren elastischen und warmen Schenkel zu drücken.“ (Seite 30). Die sexuell-physiologischen Emotionen spielen die Hauptrolle auch im Verkehr zwischen Personen, die in nächster

Verwandtschaft miteinander stehen — zwischen dem Haupthelden Stanin und seiner zwanzigjährigen Schwester Lyda. „Er (Stanin) legte seinen Arm um ihre (Lydas) Taille und sagte mit einer eigentümlichen Stimme, die zärtlich und doch bedrückend klang: Rein, bist Du aber zu einer Schönheit herangewachsen. Muß der Mann glücklich sein, dem Du Dich als Erstem hingeben wirst. . . Ein heißer Strom zuckte aus seinem kräftigen, wie aus Eisen geschmiedeten Arm durch den schmiegamen und zarten Körper Lydas. Sie wurde verwirrt, erzitterte und schwanke fast von ihm zurück, als fühlte sie das Herannahen eines unsichtbaren Tieres.“ (Seite 7.)

Die Beziehungen Stanins zu seiner Schwester sind so charakteristisch für das ganze Buch, daß wir sie hier etwas genauer schildern müssen. In einem Abend macht Stanin den direkten Versuch, sich Lyda zu bemächtigen, wird aber zurückgewiesen. Eritens ist Lyda noch nicht frei von den „Vorurteilen“, die gesellschaftliche Verhältnisse mit nahen Verwandten verbieten, und zweitens hat sie den Vorzug dem Sarudin gegeben. „Sie war sich klar, daß es (Sarudin) seiner geistigen Entwicklung nach unendlich niedriger stände als sie. Gleichzeitg aber beherrschte sie ein angenehmer Schauer der Unsicherheit bei dem Gedanken, diese Verhältnisse einem starken und schönen Manne zu gewähren; es war als würde sie in einen bodenlosen Abgrund.“ In diesem Abgrund hat sie sich auch gefürzt. Wir übergehen hier die im Roman genau geschilderten Einzelheiten. Als sich deutliche Folgen dieser Liebe zeigen und Sarudin von einer Heirat nichts wissen will, ist Lyda der Verzweiflung nahe, sie denkt sogar an Selbstmord. Der Bruder aber tritt ihr mit Rat und Tat zur Seite. „Was hat Dich denn so zerjammert?“ — tröstet er die Schwester: „daß Sarudin Dich nicht heiraten will? Nun, danke Gott dafür! Jetzt weißt Du es ja selbst, und Du hast es auch früher gewünscht, daß dieses Kerlchen ein ganz schmutziges und niederträchtiges Kerlchen ist, obgleich er hübsch ist — — sich sicher zur Liebe eignet. Ja, das war das einzige Schöne an ihm, die Schönheit, na, und die hast Du wohl zur Genüge ausgekostet.“ (Seite 31.) Die praktischen Ratschläge Stanins gehen dahin, daß es nur zwei Auswege gibt: entweder sich von dem noch nicht geborenen Kinde „frei zu machen“, oder durch eine Heirat alles zu beseitigen. Stanin ist geneigt, den alten Weg zu empfehlen („es ist vielieit grawom, ein Weib zu töten, das bereits die Freude des Lebens und den Schwere des Todes verstanden hat, aber einen Keim zu töten, ein simuloses Klumpchen von Blut und Fleisch“ usw.); do sich aber Lyda diesem Plan widersetzt, vermittelt Stanin ihre Heirat mit ihrem früheren, um Sarudins willen verlassenen Bräutigam Kovitsoff.

Aus diesen kleinen Proben und Zitaten wird sich wohl auch der deutsche Leser eine klare Vorstellung von dem Roman machen können, der vor anderthalb Jahren in Rußland so großes Aufsehen hervorgerufen hat und jetzt von den Herren Villard und Bugow als Sensation auch in Deutschland „eingeführt“ worden ist. Ein erotischer Roman, der sich von ähnlichen Hintertreppentomanen nur durch die schriftstellerische Gewandtheit des Verfassers unterscheidet und durch die Verhüte die Philosophie die sexuelle Ausgelassenheit zu begründen und zu rechtfertigen. Diese Philosophie läßt der Verfasser den Haupthelden des Romans, den Stanin nicht nur in endlosen Gesprächen predigen, sondern auch bei Gelegenheit verwirklichen. Kurz gefaßt ist das eine Verherrlichung des individuellen Prinzips, eine Predigt der unbeschränkten Freiheit des Einzelnen im Genusse der „Lebensfreuden“. Allein selbst Stanin bleibt dieser Philosophie nicht bis zu Ende treu. Sarudin, dem sich Lyda freiwillig hingeeben hat, sühnt er „einen schmutzigen und niederträchtigen Kerl“, ja er beleidigt ihn, verweigert ihm die standesgemäße Begattung und prügelt ihn am Ende furchtbar durch, wodurch der Offizier zum Selbstmord getrieben wird.

Also weder große „künstlerische Qualitäten“, noch Konsequenz in der geschlichen Philosophie können das Aufsehen erklären, das dieser Roman in Rußland hervorrief. Sicherlich auch nicht das Thema an und für sich: daß es sexuell ausgelassene Menschen gibt, die bei Gelegenheit Theorien a la Stanin predigen, daß es Schriftsteller gibt, die das „sexuelle Problem“ mit Vorliebe behandeln, — das alles war auch für Rußland nicht mehr neu. Neu aber war, erstens, daß man die geschlechtliche Ausgelassenheit der intelligenten Jugend zugehörte hat, und zweitens, daß so ein derartiger Roman in einer der verbreitetsten und bei der Jugend beliebtesten Zeitschriften veröffentlicht wurde. Und von Artzibaschew verfaßt — von einem Schriftsteller zwar zweiten oder dritten Ranges, der aber bis dahin den Traditionen der alten russischen Belletristik und denen der progressiven Zeitschriften treu gewesen war.

Um die Empörung über die Veröffentlichung „Stanins“ in der Monatschrift „Sowremenni Mir“ recht zu begründen, muß man sich vergegenwärtigen, was für eine Rolle die Belletristik und die progressiven Zeitschriften in der geistigen Entwicklung Rußlands von jeher gespielt haben.

Kuno Fischer machte in seinen „Kleinen Schriften“ die scherzhafte Bemerkung, die Deutschen hätten ihre große Revolution auf der Bühne durchgemacht — während der „Sturm- und Drangperiode“. Mit viel größerem Recht darf man wohl von den Russen sagen daß sie einen guten Teil ihrer großen Revolution in der Belletristik und in den progressiven Zeitschriften durchgemacht haben. Wenigstens soweit die Revolutionierung der Geister in Betracht kommt. Alle Fragen des gesellschaftlichen Lebens, der persönlichen und

sozialen Moral, der sozialen Verhältnisse — wurden im Laufe eines ganzen Jahrhunderts (seit Ende des 18. bis in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts) in den belletristischen Werken behandelt und in den progressiven Zeitschriften, in Artikeln, die jene Werke kritisierten und interpretierten, erörtert und popularisiert. Nur in dieser halbverklapperten Form war es möglich, gegen das Alte zu kämpfen und das Neue zu propagieren. Um von diesen prinzipiellen Kämpfen dem deutschen Leser eine Vorstellung zu geben, genügt es zu erwähnen, daß die russische Hofaristokratie und höhere Bürokratie den ersten wuchtigen Schlag von Gribojedow in dessen Drama „Das Unglück infolge der Klugheit“ erhielt, ebenso wie der Provinzialadel und die Provinzialbürokratie in Gogols belletristischen und dramatischen Werken aufs schärfste mitgenommen wurde. Den ersten offenen und mächtigen Angriff gegen die Leibeigenschaft unternahm der Dichter Turgenjew und Melkassow. Geniale Publizisten und Kritiker wie Selinsky, Dobrolubow, Tschernischewsky nahmen die großen belletristischen Werke zum Ausgangspunkt aller ihrer Abhandlungen über soziale und politische Fragen. Der größte Teil der belletristischen Werke aber und alle publizistischen Artikel erschienen in den progressiven Zeitungen; so wurden diese zum Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens in Rußland.

Seutzutage gibt es gewiß auch in Rußland andere Methoden politischen Wirkens; aber die progressiven Zeitungen, soweit sie noch existieren und die russische Belletristik in ihren besten Vertretern sind ihren alten Traditionen treu geblieben. Zwar schied Mitte der achtziger Jahre aus der Mitte der Belletristen eine Gruppe aus (Mereschkowsky, Minsky, Vallmont u. a.), die die „moralischen Aufgaben“ der Kunst verneinten, die „reine Aesthetik“ und die „Herrenmoral“ verkündeten. Eine Schule in Rußland zu gründen gelang aber diesen Schriftstellern nicht, trotzdem einige von ihnen von großer Begabung sind. Nicht einmal eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift stand ihnen zu Gebote. Auch in geistiger und moralischer Hinsicht waren diese Schriftsteller so isoliert, daß sie es nicht lange aushielten und sich gezwungen sahen, die „Herrenmoral“ aufzugeben. Die älteren unter ihnen, wie Mereschkowsky, Minsky, Kulbigen seit Jahren dem religiösen Nihilismus, die jüngeren, wie Vallmont und Feodor Sologub, stehen der progressiv-tendenziosen Belletristik sehr nahe. Der talentvolle Sologub zeigt zwar eine gewisse Neigung zum Erotischen (sogar zu einem krankhaften, sadistischen Erotismus), aber in seinen größeren Werken — „Teufelschen“, „Sieg des Todes“ — spielt dieser Zug nur eine winzige Rolle.

Schon oben erwähnt gehörte Artzibaschew bis zum vorigen Jahre nicht zu dieser Gruppe, sondern zu den Schriftstellern „alter“ Tradition; er schrieb Novellen für die verbreitetste Monatschrift „Sowremenni Mir“.

Nun stelle man sich vor, was für einen Eindruck es machen mußte, wenn ein Schriftsteller dieser Richtung in einer solchen Zeitschrift einen Roman wie „Sinin“ erscheinen ließ. Die Empörung war so groß, daß die Redaktion des Journals die Veröffentlichung des Romans auf zwei Monate unterbrechen mußte. Nach diesem Roman brachte der „Sowremenni Mir“ nichts mehr von Artzibaschew.

Das Sensationellste also war das Erscheinen des Romans im „Sowremenni Mir“. Was aber die kulturhistorische Bedeutung „Sinans“ anbetrifft, so wäre es überflüssig, die jugendliche russische Intelligenz gegen solche Verleumdungen zu verteidigen. Besonders jetzt, nachdem die studierende russische Jugend den erbitterten Kampf für die akademischen Freiheiten aufgenommen und durch die Streikbewegung in fast sämtlichen Hochschulen bewiesen hat, daß sie noch ihren alten Idealen folgt.

Zweifellos wirkt die fortschreitende Differenzierung der Gesellschaft zersetzend auch auf die Jugend. Die alte Einheit der studierenden Jugend ist gebrochen: wir haben jetzt neben den revolutionären Studenten auch liberale und sogar ausgesprochen reaktionäre. Möglich, daß auch eine gewisse Schicht der Studierenden existiert, die überhaupt von Politik nichts wissen will, die in Gemeinschaft mit den duktanischen Studenten nur für erotische Genüsse Sinn hat. Aber diese Schicht ist weder zahlreich noch charakteristisch für die russische Studentenschaft und alles andere denn führend.

Die tendenziösen Schauermärchen von den erotischen Bacchanalien der Studierenden aber, die ebenso sensationslüsterner wie unwissende Journalisten in Deutschland verbreiteten, sind längst als Verleumdungen der Schwarzenhundert-Presse erwiesen und wenn sie wieder auftauchen sollten, so kann man überzeugt sein, daß sie nichts sind als Reklamemittel — für einen Roman, der weder als Kunstwerk noch als Ideenbringer Bedeutung hat und weder als Ausdruck noch als Erreger einer „erotischen Revolution“ gelten kann.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Furcht vor Mandeloperationen. Erkrankungen der Mandeln und operative Eingriffe zu ihrer Heilung gehören zu den häufigsten Dingen, bei denen die ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wird. Fast jede Familie hat einmal mit einem derartigen Fall Bekanntschaft gemacht. Da nun operative Eingriffe zumeist großer Furcht begegnen, wird den verschiedenen

Eintwendungen, die gegen die Mandeloperation erhoben werden, nur zu willig Gehör geschenkt. Man hört oft sagen, Mandeln seien harmlos, ihre Entzündung habe keine sonderliche Bedeutung und lasse sich bei entsprechender Vorsicht leicht vermeiden. Die Operation selbst — ke nichts oder nicht viel, sie sei vielmehr direkt oder indirekt schädlich, da das entfernte Organ doch irgendeine Bestimmung haben müsse. Auch sei die Operation wegen der unvermeidlichen Narbe und auch wegen der bisweilen sogar tödlichen Blutungen gefährlich. Endlich sei es unnötig, die ganze Mandel wegzunehmen. Auch eine bloße Verkleinerung oder anderweitige Maßnahmen ließen denselben Zweck erreichen. Eine Kritik dieser Bedenken, die Professor Hopmann in der Münchener „Medizinischen Wochenschrift“ unternimmt, führt nun zu deren vollständiger Widerlegung, wenn auch selbstverständlich in manchen leichteren Fällen eine Operation unnötig ist. Eine Angina (Entzündung der Rachenorgane) wird sich häufig durch Priesnische Umschläge, Gurgeln und Vermeidung von Staub, Alkohol, Tabak usw. heilen lassen, und auch vergrößerte Mandeln, die zu keinen Beschwerden Anlaß geben, brauchen nicht entfernt zu werden. Wenn aber häufige Entzündungen oder mechanische Störungen wie Behinderung der Nasenatmung, nächtliches Schnarchen, Verschluß der Ohrtrompete, Schlingbeschwerden und Sprachverschlechterung eintreten; wenn von den Mandeln aus ansteckende Stoffe durch den ganzen Körper verschleppt werden, dann kann man nicht mehr von einer harmlosen Entzündung sprechen. Daß die Operation, wie auch heute noch oft genug behauptet wird, nichts nützt, ist ein Irrglaube, der nur dadurch bestehen bleibt, daß viele Aerzte mit ungenügenden Methoden arbeiten, bezw. zu wenig von den Mandeln entfernen. Schließlich werden häufig nur die Rachenmandeln beseitigt, während die Gaumenmandeln stehen bleiben. Die richtig ausgeführte Operation nützt tatsächlich, und zwar gründlich. Nur bei Neurasthenikern ist Vorsicht am Platze, da ihre Beschwerden unter Umständen durch die Entfernung der Mandeln nur noch gesteigert werden. Man hört von solchen Kranken oft Vorwürfe gegen die Operation, bezugnehmend von Rednern und Sängern, deren Organ schon stark beeinträchtigt ist, die aber gleichwohl nach der Operation nur geringe Besserung verspüren, was bei wenig sorgfältiger und geschickter Ausführung vorkommen mag. Ein weiterer Vorwurf gegen die Entfernung der Mandeln, der früher, namentlich von England aus oft erhoben wurde, nämlich daß sie Sterilität verursachen könne, ist als vollständig absurd zurückzuweisen. Was nun die Furcht vor der Narbe und vor starken Blutungen anlangt, so ist zu betonen, daß hinsichtlich beider Umstände die Gefahr nicht größer ist, als man sie etwa bezüglich des Ausganges einer Eisenbahnfahrt oder dergleichen schätzen würde. Was endlich den Einwand betrifft, daß auch Teiloperationen genügen müßten, so entspricht er nicht der Erfahrung. Vielmehr bleiben Mandelreste ebenso zur Entzündung geneigt wie die ganze Mandel es war. Im allgemeinen ist festzuhalten, daß Gaumenmandeln und Wucherungen des lymphatischen Rachenringes überhaupt, die Störungen verursachen, gründlich beseitigt werden müssen, um dauernde Heilung zu erzielen. Alle in Betracht kommenden Mandeln können in einer Operation vollkommen entfernt werden, wobei es jedoch notwendig ist, in allgemeiner Narbe zu operieren. Bei entsprechender Ausführung bringt dies keine größere Gefahr mit sich als eines der üblichen Verfahren der Mandelextirpation, das in der Regel nur eine teilweise Entfernung der Mandeln erreicht und anstrebt.

Technisches.

Der „Raupen“-Motor. Einer der wesentlichsten Nachteile, die dem Automobil und dem Fahrrad anhaften, ist, daß ihre Fortbewegung an das Vorhandensein einigermaßen geeigneter Straßenwege gebunden ist. Die englischen Militärbehörden haben nun vor einigen Monaten, wie die Wochenschrift „Mensch“ mitteilt, eine eigenartige neue Maschine erprobt, die imstande ist, schwere Fahrzeuge über hügeligen und unsicheren Boden zu schleppen. Es ist nun damit ein ganz origineller Typus einer Zugmaschine geschaffen, dessen Prinzip darauf besteht, daß die Vorrichtung mittelst einer Anzahl von Füßen, die an der Peripherie zweier schwerer, über Vorder- und Hinterräder laufender Seitenketten befestigt sind, gleichsam durch das Gelände zu kriechen vermag. Bei dem Umlauf dieser Kette kommen die Füße nacheinander zu Boden und erzeugen eine sonderbare Bewegung, die dem Ganzen seinen Namen „Caterpillar“, das heißt Raupe, eingebracht haben. Die Maschine wurde von dem Ingenieur David Roberts erfunden, der dazu durch den schwierigen Geschüttstransport im südafrikanischen Kriege angeregt wurde. Dabei hatten sich die vorhandenen Zugmaschinen sehr schlecht bewährt. Auf Anregung des englischen Kriegsministeriums wurde dann der Caterpillar erbaut, der sich bei der Ueberwindung von Hügeln, Dämmen, sumpfigen, sandigen und steinigen Geländen sowie von Gräben und anderen Hindernissen gut bewährt hat. Die Versuchsbedingungen waren recht strenge. So wurde einmal ein mit drei Tonnen beladener Güterwagen von fünf Pferden in einen Sumpf geschleppt, wo er bis zu den Knöcheln einsank und steden blieb. Der „Caterpillar“ verwochte ihn jedoch mit Leichtigkeit wieder herauszuziehen. Man will das Prinzip des neuen Motors auch an anderen Wagen mit Zugtieren anbringen, da diese hierdurch viel leichter über Terrain-schwierigkeiten hinwegkommen.